

Jürgen Martschukat

### **„Lebensgefährlich für Vorurteile, Bigotterie und Engherzigkeit“: Einige Überlegungen zur Geschichtsschreibung nach 9/11**

Im Februar 2002 stärkten sechzig amerikanische Intellektuelle der Regierung George W. Bush und ihrer Nahostpolitik den Rücken. In einem umfassenden Manifest betonten sie, die USA seien nicht nur in den Krieg gezogen, um sich zu verteidigen, sondern auch, um die universellen Prinzipien der Menschenrechte, der Demokratie, der Freiheit und des Liberalismus zu verbreiten. Seit dem 11. September 2001 sei es wichtiger denn je, diese Wertordnung in die Welt zu tragen. Zu den Unterzeichnern des Textes gehören auch die Politologen Francis Fukuyama und Samuel Huntington, die durch ihre Schriften die Vorstellung genährt haben, ein „Kampf der Kulturen“ sei in seine letzte Schlacht eingetreten.<sup>1</sup>

Nicht nur in der Politik, sondern auch unter Intellektuellen scheint in den USA derzeit ein konservativer Konsens vorzuherrschen, der nicht zuletzt von simplifizierenden Geschichtsentwürfen getragen ist. Schaut man jedoch ein wenig genauer hin, so wird aus akademischen Kreisen auch tiefschürfende Kritik artikuliert, die eine Modifizierung der gegenwärtigen Politik und

1 „What We Are Fighting For“, Februar 2002, <http://www.americanvalues.org/html/wwff.html>, 9. Juni 2004; einen „clash of civilizations“ postulierte erstmals der Historiker B. Lewis, *The Middle East and the West*, Bloomington, IN 1964, S. 133-36; vgl. auch ders., *The Roots of Muslim Rage*, in: *Atlantic Monthly*, 166 (Sept. 1990), S. 47-60; ders., *What Went Wrong?*, in: *Atlantic Monthly* 289 (2002), S. 43-45, <http://www.theatlantic.com/issues/2002/01/lewis.htm>, 12. März 2004; ders., *I'm Right, You're Wrong, Go to Hell*, in: *Atlantic Monthly* 291 (Mai 2003), S. 36-41, <http://www.theatlantic.com/issues/2003/05/lewis.htm>, 12. März 2004; S. P. Huntington, *The Clash of Civilizations?* In: *Foreign Affairs* 72 (1993), S. 22-49; ders., *The Clash of Civilizations and the Remaking of World Order*, New York 1997; F. Fukuyama, *The End of History?* In: *The National Interest* 16 (1989), S. 3-18; ders., *The End of History and the Last Man*, New York 1992; ders., *Has History Started Again?* In: *Policy* 18,2 (2002), <http://www.cis.org.au/policy/winter02/polwin02-1.htm>, 6. Nov. 2003: „The underlying logic of modernisation suggests that Western values are not just arbitrary cultural offshoots of Western Christianity, but do embody a more universal process.“ Vgl. für eine Historisierung der „clash of civilizations“-These etwa S. Yacub, *Imperious Doctrines. U.S.-Arab Relations from Dwight D. Eisenhower to George W. Bush*, in: *Diplomatic History* 26 (2002), S. 571-591, 579-80.

eine Differenzierung der zu Grunde liegenden Denk- und Wahrnehmungsmuster einfordert. Der folgende Beitrag geht diesen kritischen Stimmen insbesondere aus der Geschichtswissenschaft nach und leitet daraus einige Überlegungen her, wie ein historiographischer Beitrag zur Auseinandersetzung mit den Ereignissen des 11. September aussehen kann.

Schon seit den 1980er Jahren hat sich in den Vereinigten Staaten eine überaus dynamische Historiographie der internationalen Beziehungen entfaltet, die im Kontext des weiterreichenden kulturhistorischen Wandels innerhalb der Geschichtsschreibung steht.<sup>2</sup> Diese Geschichten wirken der Vorstellung entgegen, es existierten solche universellen Prinzipien, deren Ausbreitung in der Welt einem letztlich zwangsläufigen Verlauf der Historie entspräche. Sie wenden sich gegen Pauschalisierungen und Stereotypisierungen, und sie versuchen eben gerade deutlich zu machen, wie diese entstehen, wie sie sich als Denk- und Wahrnehmungsweisen etablieren und auch politisches Handeln beeinflussen. Statt also einen Antagonismus unvereinbarer Kulturen zu diagnostizieren, ist diese neue Kulturgeschichte darauf bedacht, dichotome Weltbilder wie modern vs. unmodern, säkular vs. religiös, Okzident vs. Orient, Zivilisation vs. Barbarei aufzubrechen und zu historisieren.<sup>3</sup>

2 Eine erste Bilanz des entsprechenden Forschungsstandes einer derart veränderten internationalen Geschichte zog das *Journal of American History* im Sommer 1990 „A Round Table. Explaining the History of American Foreign Relations“, in: *Journal of American History* 77 (1990), S. 93-180, hier für kulturhistorische Perspektiven insbesondere M. H. Hunt, *Ideology*, S. 108-15, A. Iriye, *Culture*, S. 99-107, E. S. Rosenberg, *Gender*, S. 116-24. Siehe auch M. J. Hogan/Th. Paterson (Hrsg.), *Explaining the History of American Foreign Relations*, Cambridge 1991. Wegweisende Studien waren sicherlich E. S. Rosenberg, *Spreading the American Dream. American Economic and Cultural Expansion, 1890-1945*, New York 1982, und M. H. Hunt, *Ideology and U.S. Foreign Policy*, New Haven/London 1987. Für einen neueren Überblick über die Forschung zu „culture and foreign policy“ vgl. etwa J. C. E. Gienow-Hecht/F. Schumacher (Hrsg.), *Culture and International History*, Oxford/New York 2003, insb. die Einleitung von Gienow-Hecht, *On the Diversity of Knowledge and the Community of Thought. Culture and International History*, S. 3-26. Die Literatur zum US-Imperialismus bilanziert F. Schumacher, *American Way of Empire. National Tradition and Transatlantic Adaptation in America's Search for Imperial Identity, 1898-1910*, in: *Bulletin of the German Historical Institute*, 31 (Fall 2002), S. 35-50, auch unter <http://www.ghi-dc.org/bulletinF02/35.pdf>, 10. Nov. 2003; Kulturtransfer und Globalisierung seit dem Zweiten Weltkrieg bilanziert J. Gienow-Hecht, *Shame on US? Academics, Cultural Transfer, and the Cold War – A Critical Review*, in: *Diplomatic History* 24 (2000), S. 465-94.

3 Vgl. dazu auch E. Said, *The Clash of Ignorance*, in: *The Nation* 22. Okt. 2001, S. 11-13, auch unter <http://www.thenation.com/doc.mhtml?i=20011022&s=said>, 5. Nov. 2003, oder Wang Gungwu, *State and Faith. Secular Values in Asia and the*

Nun soll hier nicht der Eindruck erweckt werden, es herrschte unter den Geschichtsschreibern ungetrübte Harmonie. Historische Studien, die zum Beispiel Spielfilme, deren Wirkungen auf zeitgenössische Wahrnehmungsweisen und damit deren Effekte auch auf politische Entscheidungsprozesse untersuchen, haben in Teilen der historischen Zunft auch während der 1990er Jahre noch für Verwirrung gesorgt. Wer sich vom Archiv als einzigem Born historischer Erkenntnis löste, zudem von eindeutig bestimmbar Kausalitäten und ungetrübter menschlich-männlicher Handlungsfähigkeit verabschiedete und statt dessen nach Wirkungsgeflechten und Denk- und Handlungsoptionen spürte, hatte bisweilen mit den branchenüblichen polemischen Abwehrgefechten zu ringen und musste sich schon mal wortwörtlich anhören, „intellectual junk“ zu produzieren.<sup>4</sup>

Doch Kritik wurde und wird nicht nur polemisch vorgetragen, sondern auch innerhalb ernsthafter und um Produktivität bemühter akademischer Debatten. Macht, so ein gängiger Einwurf, den jeder Kulturhistoriker kennt, artikuliere sich in ökonomischer und militärischer Überlegenheit, und nicht in Texten oder Bedeutungszuschreibungen.<sup>5</sup> *D'accord*, die Relevanz ökonomischer und militärischer Potenz ist nicht zu bezweifeln. Zugleich sollte aber doch unmittelbar einleuchtend sein, dass Vorstellungen von Mission und Glauben, von der vermeintlichen Wesensart seiner Selbst und anderer Menschen, von zivilisatorischer Fort- und Rückständigkeit ein geistiges Repertoire formen, das bestimmte Handlungen möglich werden lässt, sie als gut, sinnvoll und angemessen erscheinen lässt und andere nicht. Wie sonst werden Expansion oder Unterwerfung legitimiert? Wie sonst lassen sich Rassismus, Massenmord oder Folter in Geschichte und Gegenwart verstehen?

Auffallend ist, dass innerhalb dieser historiographischen Debatten nur selten explizit auf Forschungen zu Wahrnehmungsmustern oder Identitätsbildung aus den Nachbarwissenschaften Bezug genommen wird. Arbeiten wie etwa die des Literaturwissenschaftlers Edward Said, die für die „cultural studies“ und die „postcolonial studies“ wegweisend waren, tauchen bei Historikerinnen und Historikern bestenfalls als Standardreferenz auf, doch zur analytischen Anleitung dienen sie kaum. Dabei hatte Said schon 1978 mit

---

West, in: E. Hershberg/K. W. Moore (Hrsg.), *Critical Views of September 11. Analyses from Around the World*, New York 2002, S. 224-242.

- 4 Vgl. E. S. Rosenberg, 'Foreign Affairs' After World War II. Connecting Sexual and International Politics, und den Kommentar von B. Kuklick, *Commentary. Confessions of an Intransigent Revisionist about Cultural Studies*, in: *Diplomatic History* 18 (1994), S. 59-70, S. 121-24.
- 5 M. P. Leffler, *New Approaches, Old Interpretations, and Prospective Reconfigurations*, in: *Diplomatic History* 19 (1995), S. 172-96, 180.

seinem Buch über den „Orientalism“ einen Bezugspunkt für solche Studien geschaffen, die „den Orient“ als eine Projektion „des Okzident“ ergründen wollten – als, so Said, eine „essentialistische Konzeption der Länder, Nationen und Völker [dieser Region ...], die sich durch eine Charakterisierung ethnischer Typologie bestimmt ... und damit zum Rassismus fortschreiten wird.“<sup>6</sup>

Auch der Historiker Andrew Rotter bilanzierte im Jahr 2000 in der renommierten *American Historical Review*, dass Said und die „postcolonial studies“ in der Historiographie kaum eine Rolle spielten. Gleichwohl, so Rotter, sei Identitätsbildung mittlerweile in der Geschichte der internationalen Beziehungen ein so bedeutendes Thema, dass man sogar behaupten könne, es zeichne sich ein „Saidism without Said“ ab.<sup>7</sup> Vielleicht ist Rotter dann Recht zu geben, wenn man bereit ist, unter „Saidism“ ein breites Konzept zur Analyse kultureller Stereotypenbildung zu verstehen, die nicht auf die Konstruktion eines „Orient“ durch einen „Okzident“ (und damit auch die Selbsterschaffung eines „Okzident“) beschränkt sein muss. Zur Erläuterung sei hier gesagt, dass etwa ein Aufsatz der Historikerin Michelle Mart, in welchem sie sich ausdrücklich auf Said und dessen Postulate stützt, dabei aber „Images of Israel“ in der US-amerikanischen Nachkriegsgeschichte herausarbeitet, als exemplarisch für gelungene Historiographie anerkannt und in die prestigeträchtige Reihe „Major Problems in American Foreign Relations“ aufgenommen wurde. Nicht die Konstruktion des Orient wird also untersucht, aber das Analyseraster des „Orientalism“ findet sich hier wieder.<sup>8</sup>

6 E. W. Said, *Orientalismus*, Frankfurt a. M./Berlin/Wien 1981 [1978], S. 108-28, hier nach E. W. Said, *Krise des Orientalismus*, in: Ch. Conrad/M. Kessel (Hrsg.), *Kultur und Geschichte. Neue Einblicke in eine alte Beziehung*, Stuttgart 1998, S. 72-96, 78; weitere klassische Referenz ist E. W. Said, *Culture and Imperialism*, New York 1993.

7 A. J. Rotter, *Saidism without Said. Orientalism and U.S. Diplomatic History*, in: *American Historical Review* 105 (2000), S. 1205-17. Zuvor hatte im selben Organ bereits Patrick Wolfe einen Überblick gegeben: P. Wolfe, *History and Imperialism. A Century of Theory from Marx to Postcolonialism*, in: *American Historical Review* 102 (1997), S. 388-420. In Hinblick auf die Geschichte des Nahen Ostens findet die Analyse kulturelle Stereotypisierungen in Anlehnung an Edward Said eine – wenn auch nachrangige – Berücksichtigung etwa bei M. A. Heiss, *Empire and Nationhood. The United States, Great Britain, and Iranian Oil, 1950–1954*, New York 1997.

8 M. Mart, *Tough Guys and American Cold War Policy. Images of Israel, 1948–1960*, in: *Diplomatic History* 20 (1996), S. 357-80; dies., *Popular Culture, Gender, and America's Special Relationship with Israel*, in: D. Merrill/Th. G. Paterson (Hrsg.), *Major Problems in American Foreign Relations*, Vol. II, Boston 2000, S. 550-60. Für eine ähnlich schlüssige Übertragung des saidschen Konzeptes vgl. K. S. Jobst, *Orientalism, E.W. Said und die Osteuropäische Geschichte*, in: *Sacculum* 51 (2000), S. 250-66.

Es scheint so, als würde eine solche kritische Geschichte, die vermeintlich ontologische Antagonismen aufbricht, Differenzierungen einfordert, Vorstellungen eines „benevolent empire“ dekonstruiert, sich auch an den neueren kulturhistorischen Postulaten und bisweilen sogar an den Arbeiten Saids orientiert, nach dem 11. September 2001 in Fachkreisen noch an Resonanz gewinnen – und zwar trotz und auch gegen den konservativ-intellektuellen Konsens und die politisch-publizistische Dominanz einer gewissermaßen a-historischen Zivilisationsgeschichte. Mehr als deutlich zeigen dies die letzten Veröffentlichungen etwa in den Fachorganen *Diplomatic History* und *Journal of American History* (JAH) sowie die verschiedenen Bände über den 11. September von Sabine Sielke, Eric Hershberg, Kevin Moore und Mary L. Dudziak.<sup>9</sup> Fokus dieser Texte ist erstens, die Historizität von 9/11 und der dann folgenden US-Politik insbesondere gegenüber Afghanistan herauszuarbeiten (der Irakkrieg stand damals noch bevor) – eine Historizität, die in einer breiteren US-Öffentlichkeit nach den Attentaten kaum thematisiert werden konnte, da ein solcher Blick auf die Beziehungen zwischen den USA und dem Nahen Osten politisch nicht opportun schien. Dies kritisiert auch Irene Gendzier in ihrem Beitrag in *Diplomatic History*, und sie verweist auf die US-Unterstützung für Saddam Hussein in den 1980er Jahren sowie auf die Afghanistan-Politik vor dem 11. September 2001.<sup>10</sup> Auch im *Journal of American History* sind die US-Versuche eines *nation-building* in Afghanistan während der 1950er und 1960er Jahre oder die Aufrüstung islamischer Fundamentalisten durch die *Central Intelligence Agency* eben dort in den 1980er Jahren Thema. Dies waren die Zeiten, als der damalige Präsident Ronald Reagan noch einen Gedenktag für die afgha-

9 History and September 11th, in: *Journal of American History* 89 (2002); die Aufsätze sind auch in leicht erweiterter Form als Buch erhältlich: J. Meyerowitz (Hrsg.), *History and September 11th*, Philadelphia 2003. Vgl. außerdem die Hefte „Terror and History“ (*Radical History Review* 85 [2002/2003]), und *Diplomatic History* [DH] 26 (2002) 4, das sich mit 9/11 sowie der Geschichte der Beziehungen zwischen den USA und dem Nahen Osten auseinandersetzt, insb. die Beiträge von M. A. Heiss, *The Evolution of the Imperial Idea and U.S. National Identity*, in: DH 26 (2002) 4, S. 511-40, und S. Yacub, *Imperious Doctrines*, ebenda, S. 571-91. Weiterhin sei auf die Bücher von E. Hershberg/K. W. Moore (Hrsg.), *Critical Views* (Anm. 3), und M. L. Dudziak (Hrsg.), *September 11 in History. A Watershed Moment?* Durham, NC/London 2003 verwiesen. Vgl. aus dem deutschen Sprachraum S. Sielke (Hrsg.), *Der 11. September 2001. Fragen, Folgen, Hintergründe*, Frankfurt a. M. 2002; W. Schluchter (Hrsg.), *Fundamentalismus, Terrorismus, Krieg*, Weilerswist 2003.

10 I. I. Gendzier, *Invisible by Design. U.S. Policy in the Middle East*, in: DH 26 (2002), S. 593-618, sowie dies., *Comment. „9/11 and the American Way of Life. The Impact of 12/7 Revisited“. A Reply*, in: DH 26 (2002), S. 635f.

nischen Freiheitskämpfer ausrief (der 21. März 1983 war als „Afghanistan Day“ ausgelobt), die Mudschahedin in das Weiße Haus einlud und Sylvester Stallone seinen Film „Rambo III“ (USA 1988) den „gallant people of Afghanistan“ widmete.<sup>11</sup>

Über diesen Anspruch der Historisierung des gegenwärtigen Konfliktes noch hinausgehend, diskutiert diese neue Forschung zweitens die Anforderungen an die Geschichtswissenschaft in einer postkolonialen Welt, die mit den Anschlägen auf das *World Trade Center* und das Pentagon noch einmal Nachdruck erhalten haben. Anstatt weiterhin pauschalisierende Karikaturen fanatischer islamischer Fundamentalisten zu zeichnen, seien seriöse, differenzierte und tiefschürfende Analysen angebracht, fordern etwa der Islamwissenschaftler Bruce Lawrence oder der Historiker Michael Hunt, der seit den 1980er Jahren maßgeblich dazu beigetragen hat, kulturhistorisch argumentierende Analysen in der US-Geschichte der internationalen Beziehungen zu etablieren.<sup>12</sup> Endlich müsse mit einer ethnozentrischen Weltsicht, wie sie sich seit dem 19. Jahrhundert im Umgang mit dem „Anderen“ auf dem amerikanischen Kontinent und darüber hinaus verfestigt habe und die mit einer angeblichen zivilisatorischen Überlegenheit Anglo-Amerikas begründet wurde, gebrochen werden. Hunt oder auch seine Kollegin Marilyn Young argumentieren, dass aus dieser ethnozentrischen Perspektive heraus solche Gesellschaften, die ihren eigenen Weg einschlugen, nicht als Teil einer kulturell vielfältigen Welt anerkannt werden konnten, sondern als anti-moderne und zum Scheitern verurteilte Rebellen gegen den rechten und einzig Erfolg verheißenden Weg des *nation-building* erschienen.<sup>13</sup>

Der Nahe Osten figurierte als eine dieser Randzonen, von denen man meinte, sie bedürften noch einer rechten Modernisierung und Säkularisierung. Der „Orient“ erschien als Mixtur aus weiblicher Verfügbarkeit, verlo-

11 N. Cullather, *Damming Afghanistan. Modernization in a Buffer State*, S. 22-55; J. Prados, *Notes on the CIA's Secret War in Afghanistan*, S. 73-80, beide in: J. Meyerowitz (Hrsg.), *History and September 11<sup>th</sup>* (Anm. 9); M. B. Young, „Ground Zero. Enduring War“, in: Dudziak (Hrsg.), *September 11 in History* (Anm. 9), S. 10-34, S. 21, 32; M. Mamdani, *Good Muslim, Bad Muslim. A Political Perspective on Culture and Terrorism*, in: E. Hershberg/K. W. Moore (Hrsg.), *Critical Views* (Anm. 3), S. 44-60; Said Amir Arjomand, *Can Rational Analysis Break a Taboo? A Middle Eastern Perspective*, ebenda, S. 162-176; vgl. auch S. Coll, *Ghost Wars: The Secret History of the CIA, Afghanistan, and Bin Laden. From the Soviet Invasion to September 10, 2001*. New York 2004.

12 B. B. Lawrence, *Conjuring with Islam*, II, S. 175-190; M. H. Hunt, *In the Wake of September 11. The Clash of What?*, S. 8-21, beide in: J. Meyerowitz (Hrsg.), *History and September 11<sup>th</sup>* (Anm. 9).

13 Hunt, *In the Wake of September 11* (Anm. 12), S. 9 f.; Young, *Ground Zero* (Anm. 11), S. 26.

okender Exotik und betörender Düfte auf der einen und bizarren theokratischen Herrschaftssystemen, Schmutz, Fanatismus und heimtückischer Aggressivität auf der anderen Seite. Dieser Blick habe sich nach 9/11 noch verengt, monieren kritische Stimmen, und zwar auf militant-religiöse Fanatiker, die angeblich ein riesiges Gebiet von Nordafrika bis Südostasien dominieren, und zu errettende Frauen. Auf die geschlechtliche Codierung des Konfliktes nach 9/11 verweisen die Historikerin Emily Rosenberg und die Rechtswissenschaftlerin Leti Volpp. Sie machen darauf aufmerksam, dass in der US-Geschichte immer wieder Kriege in Vergewaltigungsmetaphern repräsentiert sowie Schicksale unterdrückter und bedrohter Frauen aufgeworfen wurden – so im Bürgerkrieg, im Spanisch-Amerikanischen Krieg oder im Ersten wie im Zweiten Weltkrieg. Dergestalt würden Appelle an kulturell fest verankerte Entwürfe männlichen Beschützertums formuliert, die regelmäßig dazu beigenagen hätten, die Kampfbereitschaft der eigenen Gesellschaft im Allgemeinen und der Truppen im Speziellen zu mobilisieren. Zugleich allerdings seien die USA etwa im Zuge der Afghanistan-Operationen bei der Unterstützung lokaler oder internationaler Frauenrechtsbewegungen äußerst zurückhaltend gewesen, was die Ambivalenz der Argumentation verdeutliche. Zudem hätten auch die verbündeten afghanischen „warlords“ in aller Regel keineswegs Vorstellungen von Geschlechterbeziehungen, die mit weiblicher Selbstbestimmung auch nur annähernd kompatibel seien.<sup>14</sup>

Ohne das reale Leid und die Unterdrückung afghanischer Frauen in den Jahren vor der amerikanischen Intervention abzustreiten oder zu verleugnen, zeigen Volpp und Rosenberg doch, dass das männliche Retter-Motiv Teil einer kulturellen Legitimation des Krieges war, das in den Traditionen des westlichen Kolonialismus verankert ist: „White men, seeking to save brown women from brown men“, um hier Gayatri Spivak zu zitieren.<sup>15</sup> Diese Strategie reproduzierte bestehende Stereotype und fügte sich leicht in ein dominantes Narrativ der US-amerikanischen Nationalgeschichte ein. Dieses Narrativ wiederum skizziert Michael Hunt als eine Erzählung der Unschuld, die die USA seit ihrer Gründung als Befreierin und Kämpferin gegen autokratisch-autoritäre Ideologien und Herrschaftsformen präsentiert, seien dies die englische Monarchie und die europäischen Kolonialreiche des 18. und 19.

14 Emily S. Rosenberg, „Rescuing Women and Children“, in: J. Meyerowitz (Hrsg.), *History and September 11<sup>th</sup>* (Anm. 9), S. 81-93; Leti Volpp, „The Citizen and the Terrorist“, in: Dudziak (Hrsg.), *Dudziak* (Hrsg.), *September 11 in History* (Anm. 9), S. 147-162, insb. 152 ff.

15 Gayatri Spivak, „Can the Subaltern Speak?“, in: Cary Nelson/Lawrence Grossberg (Hrsg.), *Marxism and the Interpretation of Culture*, Urbana, IL 1988, S. 271-313, 305; vgl. Volpp, „The Citizen and the Terrorist“ (Anm. 14), 153.

Jahrhunderts, der deutsche Kaiser und der deutsche Faschismus des frühen 20. Jahrhunderts, der Sowjetkommunismus des Kalten Krieges und nun der Islamismus des neuen Jahrtausends. Bei Francis Fukuyama schließlich verschmelzen diese Ideologien in der Gegenwart zur Gefahr des „Islamofascism“, bei Larry Diamond, Co-Direktor des „International Forum for Democratic Studies“, ist von ‚bolschewistischen Muslimen‘ die Rede, die ‚die zivilisierten Länder‘ bedrohten.<sup>16</sup> Hunt betont, dass aus einer solchen historiographischen Perspektive die Geschichte amerikanischer Interventionen nicht nur leicht verdrängt wird, sondern entsprechende Ein- und Angriffe als philanthropische Maßnahmen eines wohlgesonnener Helfers codiert und legitimiert werden.<sup>17</sup>

Inhaltlich wie konzeptionell erweitert der Historiker Ussama Makdisi die Kritik Hunts, Youngs, Lawrences, Rosenbergs und Volpps um eine weitere Komponente. Makdisi zeigt in seinem Aufsatz über „Anti-Americanism in the Arab World“, wie anders und wie vielfältig die Perspektiven auf die US-arabisch-islamischen Beziehungen in vielen Ländern des Nahen Ostens sind. Er zeigt außerdem, dass Anti-Amerikanismus nicht Teil eines gleichsam epochalen Kulturkonfliktes ist, sondern Resultat der neueren Geschichte, was auch Mahmood Mamdani, Direktor des *Institute of African Studies* der *Columbia University*, herausstellt. Lange trafen die USA in weiten Teilen des Nahen Ostens sogar auf anerkennende Bewunderung und Zustimmung, zumal sie auch als Gegengewicht zu den europäischen Kolonialmächten eingeschätzt wurden. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg verschob sich dieses Bild sukzessive, von der Unterstützung Israels bis zur iranischen Revolution von 1978/79, in deren Zuge die USA schließlich zur Inkarnation des ungläubigen Satans avancierten. Dass die USA durch ihr Eingreifen in den britisch-iranischen Ölkonflikt 1953 und die Unterstützung des Schah-Regimes in den darauffolgenden Dekaden an der Entstehung dieser Revolution nicht ganz unbeteiligt waren, ist keine neue Erkenntnis, muss allerdings immer wieder

16 Vgl. Fukuyama, *Has History Started Again?*, <http://www.cis.org.au/policy/winter02/polwin02-1.htm>, 6. Nov. 2003. „We must rob the new Bolsheviks, masquerading as religious warriors, of the popular support, political sympathies and state sponsorship they need to threaten civilized countries,“ heißt es bei L. Diamond, *Winning the New Cold War on Terrorism. The Democratic-Governance Imperative*, in: *Institute for Global Democracy Policy Paper No. 1* (2002), hier nach Gendzier, *Invisible by Design*, S. 597 f.

17 Hunt, *In the Wake* (Anm. 12), S. 12 ff.; vgl. auch A. Stephanson, *War and Diplomatic History*, in: *Diplomatic History* 25 (2001) 3, S. 393-403, 401 ff., sowie Young, *Ground Zero* (Anm. 11), S. 14: „The enemy then [in the cold war], as now, was an amoebic ‚ism‘ that could take up residence in any number of surprising places.“



betont werden.<sup>18</sup> Makdisis und Mamdanis Verdienst ist es vor allem, uns noch einmal die Historizität des gegenwärtigen Konfliktes und zudem die Wechselseitigkeit, die Reflexivität der Dämonisierung von Arabern und Amerikanern vor Augen geführt zu haben.<sup>19</sup>

Bilanzierend kann festgehalten werden, dass dem vermeintlich so gefestigten konservativen Konsens in den USA kritische Stimmen gegenüber stehen. Die kulturhistorische Dynamik der 1990er Jahre setzt sich nach 9/11 nicht nur fort, sondern sie gewinnt sogar noch an Fahrt. Historikerinnen und Historiker wollen noch genauer wissen, was man über sich und über die anderen eigentlich weiß. Mehr noch: sie wollen wissen, wie der Glaube, etwas über die anderen zu wissen, zu verschiedenen Zeiten in der Geschichte entstanden ist und wie er auch das Feld politischen Handelns geprägt hat und immer noch prägt.

Entsprechende historiographische Betrachtungen berühren sich in ihren Grundzügen mit den immer noch vorzugsweise in den Literatur- und Kulturwissenschaften verhandelten Analysen des „*Orientalism*“. Eine ausgeprägte wechselseitige Wahrnehmung steht jedoch noch aus. Dabei würde uns Historikern eine stärkere Interdisziplinarität und eine grundsätzlich offenere Begegnung etwa mit den Studien eines Edward Said gewiss gut zu Gesicht stehen. Dass entsprechende Perspektiven mittlerweile auch in ganz und gar orthodox daher kommender Geschichtsschreibung einen Platz finden können, zeigt das neueste Buch des Historikers Douglas Little. Erst 2002 erschienen, ist „*American Orientalism*“ – der Titel zeigt, wohin die Reise führt – bereits jetzt auf dem besten Wege, ein Standardwerk zu werden. Für Little ist unstrittig, dass die Beziehungen zwischen den USA und den Ländern des Nahen Ostens nach 1945 nur auf der Folie orientalistischer Stereotypenbildung verstanden werden können. Folglich skizziert Little am Anfang seiner Geschichte, wie zwischen den 1870er und 1990er Jahren Missionare, Händ-

18 Ussama Makdisi, 'Anti-Americanism' in the Arab World, in: J. Meyerowitz (Hrsg.), *History and September 11<sup>th</sup>* (Anm. 9), S. 131-156; Mamdani, *Good Muslim, Bad Muslim*, in: E. Hershberg/K. W. Moore (Hrsg.), *Critical Views* (Anm. 3), S. 44-60; Arjomand, *Can Rational Analysis Break a Taboo?*, ebenda, S. 162-176 zur US-Unterstützung Israels und der Wirkung auf die Wahrnehmung der USA im Mittleren Osten; vgl. zur Geschichte des US-amerikanisch-iranischen Verhältnisses neben der oben erwähnten Arbeit von Heiss (Anm. 7) vor allem J. A. Bill, *The Eagle and the Lion. The Tragedy of American-Iranian Relations*, New Haven/London 1988; J. Martschukat, *Antiimperialismus, Öl und die Special Relationship. Die Nationalisierung der Anglo-Iranian Oil Company im Iran, 1951-1954*, Münster 1995; J. F. Goode, *The United States and Iran. In the Shadow of Musaddiq*, New York 1997.

19 Makdisi, 'Anti-Americanism' in the Arab World (Anm. 18), S. 153; vgl. auch die Hinweise auf einen muslimischen „Occidentalism“ bei Arjomand (Anm. 11), S. 168.

ler, Schriftsteller, verbreitete Magazine wie „National Geographic“ oder populäre Filme von „The Sheik“ (1921) mit Rudolph Valentino bis zu Disneys doppeltem Oskapreisträger „Aladdin“ (1993) das bekannte Wahrnehmungsschema des Orient (re-)produzierten. Dabei stützt er sich auf bestehende historische wie kulturwissenschaftliche Forschungsarbeiten. Littles Buch schreitet dann in Form einer eher traditionellen Erzählung fort. Dabei rekurriert er bisweilen auf die Entfaltung orientalistischer Stereotype in der US-amerikanischen Nahostpolitik. Daher markiert Little die eigene Perspektive als historisch geschaffen und somit als keineswegs „normal“ oder „natürlich“, und er zeigt, wie wirkmächtig diese Perspektive ist.<sup>20</sup>

Trotz alledem bleibt eine solche Dezentrierung, die eine Kritik am eigenen, mit hegemonialen Ansprüchen daher kommenden Provinzialismus impliziert, vertrackt und schwierig. Dies soll abschließend das Beispiel Mark Twains illustrieren. In seinem 1869 publizierten Reiseroman über „Die Arglosen im Ausland“ spottet Twain über seine Landsleute, wie er es so gerne tut. Am Ende seines Berichtes schreibt er:

Reisen ist für Vorurteile, Bigotterie und Engherzigkeit lebensgefährlich, und viele unserer Leute benötigen es aus diesem Grunde dringend. Umfassende, gesunde und nachsichtige Vorstellungen von Menschen und Dingen kann man nicht dadurch erwerben, daß man sein ganzes Leben lang in einer kleinen Ecke der Welt vegetiert.<sup>21</sup>

Zweifelsfrei hat Twain Recht, und seine Geschichte über eine Reise durch Europa und den Nahen Osten gilt als eine frühe Anklage amerikanischer Arroganz in der Begegnung mit dem Anderen. Zugleich jedoch haben Twains ca. 100.000-fach verkaufte sarkastische Beschreibungen goldglänzender Paläste sowie vermeintlich rückständiger, schmutziger und betrügerischer Menschen zwischen Bosphorus und Nildelta in den USA sicherlich mehr zur Herausbildung orientalistischer Stereotypen beigetragen, als viele andere Texte seiner Zeit.

---

20 D. Little, *American Orientalism. The United States and the Middle East since 1945*, Chapel Hill, NC/London 2002, insb. S. 9-42. Für eine Analyse etwa der „National Geographic“ vgl. C. A. Lutz/J. L. Collins, *Reading National Geographic*, Chicago 1993; eine kulturwissenschaftliche Medienanalyse bietet M. McAlister, *Epic Encounters. Culture, Media, and U.S. Interests in the Middle East, 1945-2000*, Berkeley u. a. 2001.

21 M. Twain, *Die Arglosen im Ausland* [1869], hier nach: *Gesammelte Werke in fünf Bänden*, Bd. III, München 1966, S. 613.